

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 7 (1965)

Artikel: Sylter Balladen
Autor: Meyer, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sylter Balladen

von Arthur Meyer

Blaue Stunde am Meer

Dies ist die blaue Stunde am Morgen;
die sanfte Stunde des Morgenwindes, wenn die
Häuser noch schlafen.

Sanft weht er über die Heide, über die Strohdächer,
die sich zum braunen Boden hinducken.

Meine Füße sind nackt. Im weichen Grunde
der Heide wandeln sie auf Gängelpfaden
gegen die Dünen, hinter denen das Meer noch
seinen Schlafgesang singt.

Leise rauschend ziehen die Wellen ihre Korallenschleppe von den Sandhügeln ins aufdämmernde Licht.

Eine Möwe kreist, vom Winde getragen, über
den Wogen,
die den einsamen Wanderer begrüßen.

Noch hat kein menschlicher Fuß den Sandstrand betreten.

Keusch liegt er da wie am ersten Morgen des Lebens.

Vom Schöpfungsatem umweht, steige ich in
die salzige Flut, die das heiße Herz, die Brust
und die Arme an sich zieht.

Dann, völlig hingegen dem Element,
schwimme ich hinaus,
lasse mich tragen, den Blick dem Unendlichen zugewandt.

Ein Schrei! Ich blicke zurück. Eine Fahne
wird am Strande gehißt.

Der Strandwarter ruft. «Kehr um! Ebbe! Laß
dich nicht ziehn!»

Ich höre ihn nicht, ich deute es nur.

Und nun greife ich aus, um gegen die Strömung zu kämpfen, zum Lande, zu den Dünen zurück. Den Buhnen entgegen, die ihre schwarzen Eisenzähne dem Meerboden entrecken. Greife aus mit Armen, die ihre letzten Kräfte hingeben. Eine Welle noch, zwei, gilt es mit ihnen zu brechen. Dann, endlich, fühle ich wieder Grund unter den Füßen. Stehe, blicke um mich, mit ausgehöhlten Augen, welche die blaue Stunde in sich getrunken, versunken im Morgenlicht.

Langsam steige ich zum Strand, dann hinauf
zu den Dünen.

Eine Möwe nur kreist über mir, bis sie der Wind plötzlich wieder zum Meer zurückträgt. Blau ist der Morgen. Erschauernd senkt er sich auf die erwachende Erde hinab. Über dem Strohdach, unter dem ich wohne, ist ein weißes Räuchlein zu sehen. Die Frau wartet am Herdfeuer auf mich. Mir ist, als kehre ich wie neugeboren aus der Schöpfung der blauen Stunde zurück.

«Da hast du mich wieder!» sage ich, als hätte ich eben nur den Morgen begrüßt.

Die Stimme

Als ich auf den Friedhof kam, hast du gelacht.

Es war mir, als sei ich plötzlich erwacht.

Ich hörte deine Stimme von oben herab:
«Glaubst du wirklich, ich sei hier in einem Grab?»

Wie bist du noch immer so erdenblind und irrst zwischen den Gräberreihn!

Mich drückt kein Hügel und auch kein Stein, meine Seele lebt weiter im Inselwind.

Noch immer bin ich der Heide Kind.

Die Dünen, das Watt und das weite Meer, sie weben ein lichtiges Kleid um mich her.

Im Sternenglanz, im Mondenschein kehre ich noch immer bei euch ein.

Im Sturme sing ich mein stolzes Lied.

Wie ist mir leicht, seit ich von der Erde schied!

O glaub mir, es ist keine Träumerei, ich fühle mich glücklich, ich fühle mich frei.

Was immer mich einst an die Erde band, es war nur mein irdisches Staubgewand.

Jetzt sehe ich über das Leben hinaus.

Ich lebe in einem größeren, freieren Haus.

Hier gibt es nicht Riegel, hier gibt es nicht Tor.

Wie neugeboren kam ich aus meinen Hüllen hervor.

Sei glücklich und trauere nicht um mich.

Ich rufe dich einst, wie meine Mutter mich rief.

Eines Nachts stand sie mit drei Schafen unter der Tür.

Sie winkte mir leise. Dann folgte ich ihr.

Sie führte mich in einen wunderbaren Stall. Da standen die Tiere, die ich gemolken, geschoren, gekost und gepflegt.

Ein jedes von ihnen schien unbewegt. Doch sobald sie meine Stimme vernahmen, da kamen sie alle auf mich zu.

Fast achtzig Jahre hatte ich unter ihnen gelebt; eine ganze Herde war es, die ich geliebt.

Die Mutter ließ mich mit den Schafen allein. «Da hast du sie wieder», sagte sie und ging hinaus in den Mondenschein.

Jetzt folgen sie mir, wohin immer ich geh.

Und es sind nicht nur die Schafe allein! Die Gänse, die Hühner, ja selbst die Fische wollen um mich sein.

Ich weiß nicht, was das ist, aber ich bin niemals allein.

Was immer ich liebte, pflegte, verband: es webt weiter an meinem neuen lichten Gewand. Ja, jeder Gedanke, den ich einem kranken Nachbar geschenkt, der wob sich hinein in mein himmlisches Kleid.

Und nun, leb wohl, und geh deines Wegs. Sei freundlich und gut mit jedem, der deiner bedarf.

So wächst du schon jetzt über die Erde hinaus und wirst Bürger im lichten himmlischen Haus.» — —

Die Stimme entschwand. Ich ging getröstet hinaus.

Der Friedhofgärtner schloß hinter mir die Tür. Er blickte mir nach, als wollte er sagen: «Was ist nur mit dir?»

Ich drehte mich um und lächelte ihm zu:

«Ich suchte ein Grab, das ich nicht fand. Aber nun laß mich in Ruh.»

Autoballade

Mitten durchs Kornmeer, von Milliarden
von gelben Halmen umbrandet,
grad wie ein Lineal,
wie ein dünner schwarzer Strich, der im Mond-
licht verblich, liegt die Autostraße.

In der Nacht ist nichts als das Singen der
Wagen,
Motorengesang, Jauchzen, donnerndes Rau-
schen, Verklingen, Verebben zu hören.

Wie Geisterfinger leuchten die Scheinwerfer
auf, versinken ins Nichts.

Einerlei, wer immer es sei, vorüber, vorbei.

Es gibt keine Zeit.

Nur das endlose Donnern und Rauschen der
Wagen,
die Unbekannte ins Dunkel jagen.

Motorengeheul wie die Brandung des Meeres.

Man gewöhnt sich daran.

Man läßt sich nicht stören.

Nur einmal, ein leiser Knall,

zur Seite geschlagen,
man weiß nicht, was es war.

Der Wagen rast weiter,
der Fahrer ist heiter,
er litt keinen Schaden.

Die Straße ist nichts als ein schwarzer Strich,
der im Blitzlicht im Dunkel hinter ihm wich.

Doch auf der Straße, da krümmt sich etwas
wie ein halb zerschnittener Wurm.

Auf Händen und Knien schiebt sich's dem
Kornfeld entgegen.

Erschöpft und erschlaft bleibt es liegen,
nur von einigen Halmen bedeckt, die sich dar-
über wiegen.

Vorbei rasen Wagen.

Nur ein dünner feuchter Strich, ein schleimiger
Faden

wie von einer Schnecke gezogen: das ist alles.

Vorüber, vorbei, einerlei was es auch sei.

Es hält hier kein Wagen. Es gibt nichts hier zu
sehen,
keine Grimasse in der ekligen braunen Masse,
die zerknüllt
am Wegrande, am Rande des Kornfeldes liegt.

Nicht einmal der Mond tritt aus seinem Hofe
hervor, sein Auge umschleiert von Trauer-
flor. Denn auch der Mond hat auf Erden
nichts mehr zu sagen. Sein Licht ist verblaßt
unter den Scheinwerfern der Wagen.

Sie alle rasen vorüber, vorbei,
was immer es sei.

Auch ein Priester ist dabei, die heiligen Sa-
kramente im Wagen, zur letzten Ölung eines
Kranken gerufen. Da gibt es kein Halten, da
gibt's nur ein Jagen, denn wer dürfte es wa-
gen, der beruflichen Pflicht nicht zu gehor-
chen? Was immer es sei, das da am Wegrande
lag, er rast vorbei. Mag der Nächste hinter
ihm halten!

Doch keiner hält an auf der Autobahn. Man
darf es nicht wagen, hier plötzlich zu stoppen,
schon rast ein anderer in dich hinein. Wohin
dann mit Leber und Bein?

Auch ein Wohltäter und Menschenfreund mit
seinem vollkraftigen Wagen hat etwas gesehen,
das am Wegrande lag. «Doch sag», rechtfertigt
er sich vor seinem Gewissen, «ich werde be-
reits mit Verspätung zur Sitzung der Aktio-
näre erwartet, die alljährlich ihre Dividenden
ausschüttet, ein Prozent davon auch für die
Armen, Invaliden, Blinden und Kranken, die
sich dafür durch ihre Vorstandsmitglieder ge-
bührend bedanken.»

Vorüber, vorbei, was immer es sei. Es krümmt
ihm kein Haar, sein Gewissen ist sauber, seine
Gedanken sind klar; er hat noch nie einen
Hund überfahren und ist doch schon nah an
den siebziger Jahren.

Auch nach ihm jagen endlos Wagen vorbei.

Lastwagen, Überlandfahrer mit genauen Ter-
minen. Keiner von ihnen kann sich erlauben,
zu bremsen und auf den schwarzen Schatten

zu blicken, der falb im entschwindenden
Mondschein liegt.

Schon dämmert mählich der Morgen heran.
Die Geisterfinger der Wagen kommen nicht
mehr gegen das Tageslicht an. Sie verblassen
mit schlechtem Gewissen auf den glitschigen
Straßen, welche die Autobahn kreuzen. —

«Na, was ist denn das?»

Ein Arbeiter auf rostigem Fahrzeug hält an.
Und steigt ab.

Er beugt sich zu dem dunklen Schatten her-
nieder. Er faßt ihn an. Es ist wie ein Sack.
Er wendet das Pack.

Er erschauert und starrt.

Ein zermalmter Mund voll geronnenem Blut.
Ein verquollenes Auge.

Dann gibt er sich einen Schlag.

Wer immer es war, wer immer es sei, einerlei,
es war einer wie du, einer wie ich, der hier
im Mondlicht unter den wogenden Halmen
des Kornfelds verblich. Eine Stunde, vielleicht

auch zwei. Jetzt ist er nichts mehr als eine
Masse von Brei.

Er schleppt den Toten ins Kornfeld hinein
und deckt ihn mit Halmen. Und rollt einen
Stein an den Straßenrand als Malzeichen.
Denn von der blutigen Spur, die der Verbli-
chene hinter sich ließ, blieb nichts als ein roter
Bindfadenstrich.

Dann steigt er aufs Rad und fährt statt zur
Arbeit geradewegs zur Polizei.

Denn, wer immer es war, wer immer es sei,
einerlei, es war einer wie du und ich. Ein
Mann, ein Gatte, ein Vater, ein Sohn, ein Ge-
schöpf der Erde mit einem Herzen von Ton.

«Sei ihm gnädig, Herr!» betet er. Das ist alles,
was er noch weiß.

Jetzt ist es vorbei.

Er selbst muß zur Arbeit, ums Brot, um den
Brei. Denn kurz ist die Zeit
im Scheinwerfer Gottes,
der Ewigkeit!

Der Tod und das Leben

Was weiß man schon, was weiß man vom
Leben

und ach — wer sagt es mir schon — was weiß
man vom Tod?

Beide schweben, sind ineinander verwoben,
vermählt seit der Geburt.

Ach, was weiß man schon!

Was weiß ich, wie es damals war und gewesen,
was früher einst war, lange bevor ich selber
zu diesem Leben genesen.

Was weiß man schon?

Die Träume nur sind's, die deuten es an, doch
keiner — nicht einer — vermag je ihr letztes
Geheimnis zu lesen.

Bevor er es liest, ist auch er selber schon wie-
der gewesen, gestorben, geboren:
immer das eine, unteilbare, ewige, sich nie
verstehende Wesen.

Ja, was weiß man schon!

Doch, muß man es wissen? Ist es so wichtig,
was nichtig wie Wasser durch die Hände
uns gleitet?

Laß es doch fließen! In den Fluß,
in die Meere!

Kehre ein jeder dem Vor- und Nachher
den Rücken.

Dem Augenblicke gilt es zu leben,
sich an ihm zu entzücken!

In der Freude aufgehen, im Schmerze
ersticken!

Was wissen wir schon! Laßt beides uns lieben!
Den Tod und das Leben. Das Leben im Tode,
im Tode das Leben!

So nur leben wir ganz, ohne zu fragen: was
weiß man schon?

Soll man denn lügen?

Man weiß, daß man lebt, und das soll uns
genügen!